

Gedenkstunde

anlässlich des Gedenktages für die Opfer von Flucht und Vertreibung am 20. Juni 2019 in Berlin

Festrede

– Dominik Bartsch, Höchster Vertreter des UNHCR Deutschland

Sehr geehrter Herr Bundesminister,
Herr Bundesratspräsident,
Kollegen aus dem Bundeskabinett,
sehr verehrte Staatssekretäre, Mitglieder des Deutschen Bundestages,
Mitglieder des Diplomatischen Corps und Mit-Redner an diesem heutigen, wichtigen Festtag,
Herr Bischof Guib, Professor Assmann, Professor Fabritius,

mein Beruf bringt es mit sich, dass ich praktisch jeden Tag mit Flüchtlingen rede. In den vergangenen 30 Jahren sind da viele Erlebnisse, Erfahrungen, Schicksale in meinem Gedächtnis geblieben. Sie haben mich geprägt und prägen mich noch immer, auch noch nach Jahrzehnten. Eine Geschichte ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Von der möchte ich heute kurz erzählen.

Ein Flüchtling erzählte uns, wie sie geflohen war. Sie war sieben, hatte noch zwei kleine Brüder – den Kleinen hatte sich die Mutter vor die Brust gebunden. Der Vater war tot und von der Habe der Familie, die vor Ausbruch der Kämpfe relativ wohlhabend war, konnte man nur das mitnehmen, was die Mutter und der kleine Bub auf dem Rücken tragen konnten. Der andere Bruder war vier und viel zu klein, um selber etwas zu tragen. Die Flucht dauerte Wochen. Mutter und Kinder schliefen oft draußen, unter freiem Himmel, hatten nur wenig zu essen. Sie hatten Angst, und hinzu kam das Gefühl, alles verloren zu haben: das Haus, das Spielzeug, das Familienglück, die Heimat. Und als wäre das alles nicht genug, überlebte der kleinste Bruder die Strapazen nicht und musste in fremder Erde verscharrt werden.

Diese Flüchtlinge kamen nicht aus Syrien, sie kamen nicht aus dem Irak, sie kamen auch nicht aus Afghanistan. Sie waren Deutsche, und das Flüchtlingsmädchen ist heute 80 Jahre alt, lebt in einem Altenheim in Schmargendorf und denkt, sagt sie, noch jeden Tag an die Flucht, an die Stärke ihrer Mutter, den Tod des Bruders und an den Verlust der Heimat. Ihr gehe es gut, sagt sie. Sie habe ein gutes Leben gehabt, und es gebe so vieles, für das sie dankbar sei. Aber auch noch nach mehr als 70 Jahren denkt sie oft zurück, und sie sagt, in Berlin habe sie manchmal den Eindruck, entwurzelt zu sein. Heimatlos.

Der Krieg ist immer furchtbar. Auch nach 80 Jahren und unzähligen Büchern, Ausstellungen und Gedenken sind die Verbrechen die im letzten Weltkrieg begangen wurden, nach wie vor präsent. Das darf nie vergessen werden. Unzählige Deutsche haben sich schuldig gemacht. Aber es war gewiss nicht das kleine Mädchen, sieben Jahre alt. Millionen Deutsche wurden nach dem Krieg vertrieben, und sie haben bitteres Unrecht erfahren. Wir sollten ihnen zuhören, solange wir es noch können. Und wir sollten Lehren aus ihren Leiden ziehen, um es anderen zu ersparen. Oder zumindest das Leiden zu lindern.

Wie Sie wissen, arbeite ich für den Hohen Kommissar der Vereinten Nationen für Flüchtlinge. Manche nennen uns die größte Hilfsorganisation der Welt, weil wir in 128 Ländern tätig sind, dort Schutz geben an Millionen Flüchtlinge und sie mit dem Nötigsten versorgen. Die Gründung meiner Organisation ist eine direkte Folge des Leides der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Krieg.

UNHCR hatte zunächst ein Mandat für drei Jahre. Man hoffte, dass sich das Problem in so kurzer Zeit lösen lassen würde. Aber so weise unsere Gründerväter und -mütter auch waren: In diesem Punkt irrten sie ganz gewaltig. Heute, sieben Jahrzehnte später, gibt es auf der Erde so viele Flüchtlinge wie noch nie in der Geschichte des UNHCR: 70,8 Millionen. Gerade gestern hat unser Hochkommissar Filippo Grandi diese Zahlen hier in Berlin vorgestellt.

70,8 Millionen Menschen sind Flüchtlinge, Binnenvertriebene oder Asylsuchende. Wenn das ein eigenes Land wäre, wäre es das zweitgrößte in Europa. Größer noch als Großbritannien, größer als Frankreich. Diese Zahlen erschrecken uns, aber sie erschrecken uns nur kurz, denn sie sind abstrakt – und vielleicht zu abstrakt, um sich das Schicksal der Menschen, die hinter diesen Zahlen stehen, auch tatsächlich vorstellen zu können.

Denn während ich hier rede, werden weitere Menschen verfolgt und vertrieben. Alle zwei Sekunden ein Mensch. Sie fliehen, damit man sie nicht totschießt. Verlassen ihre Heimat, um sich und ihre Kinder zu retten. Sie erreichen Bangladesch, und alles, was sie besitzen, sind die Kleider, die sie tragen, und das wenige Gepäck, was sie über die zwölfwägige Flucht durch den Dschungel mit sich nehmen konnten. Sie erreichen Uganda aus dem Südsudan und haben seit Tagen nichts gegessen. Sie haben Syrien hinter sich gelassen – und damit ihr ganzes Leben und das Wenige, was sie sich aufbauen konnten, und den bescheidenen Wohlstand, zu dem sie gekommen waren.

Und dann kommen sie alle nach Europa? Nach Deutschland gar? Mitnichten. Die weitaus meisten Flüchtlinge leben im direkten Nachbarland – immer in der Hoffnung, eines Tages zurückkehren zu können. Es ist nur ein Bruchteil der Flüchtlinge, die nach Europa kommen, und Europa stöhnt, als ob es eine untragbare Belastung wäre.

Es ist wie ein Haus mit einigen Reichen, die in der obersten Etage wohnen, weniger Begüterten im mittleren Bereich und den ganz Armen unten im Erdgeschoss. Als das Nachbarhaus brennt und acht Menschen Aufnahme suchen, nehmen die Armen und die weniger Begüterten sieben Menschen auf, und einer kommt bei den Reichen unter. Aber dann kommen die Reichen und senden eine Delegation in die Kasematten und fordern, dass auch der achte bitteschön aufgenommen werden sollte. Wegen Unzumutbarkeit.

Wir haben eine Pflicht, zu helfen. Zum einen völkerrechtlich, weil es die Genfer Flüchtlingskonvention gibt, und die ist ja überhaupt erst aufgrund der millionenfachen Vertreibung in Europa entstanden. Wir haben aber auch eine moralische Pflicht zu helfen, weil es zu unserem Werteverständnis gehört, unschuldig in Not Geratene zu schützen.

Aber nicht jeder, der ankommt, ist auch gleich ein Flüchtling. Dafür gibt es ein Asylsystem, das den Einzelfall sorgsam prüfen soll. Und trotz aller Herausforderungen funktioniert dieses System. Schwierig bleibt jedoch der Umgang mit jenen, die keinen Schutzstatus erhalten, nicht anerkannt werden als Flüchtlinge.

Lassen Sie mich den Blick noch einmal auf die weltweite Situation lenken: Was denken Sie, wie viele der Flüchtlinge weltweit tatsächlich in Europa sind? Die Antwort: 91 Prozent der Flüchtlinge sind... – nicht in der Europa! Das ist die Relation, die wir uns vor Augen halten müssen, wenn wir uns auf unsere Situation, hier in Europa, beziehen – wenn wir auch möglicherweise bewerten wollen, wie andere Länder mit dieser großen Last umgehen.

Denn tatsächlich ist jeder Sechste im Libanon heute ein Flüchtling. Und Uganda oder Bangladesch haben ebenso viele Flüchtlinge aufgenommen wie Deutschland – und nur zum Vergleich: In Bangladesch beträgt das Durchschnittseinkommen 1.200 Euro. Im Jahr.

Aber diese großen Aufnahmeländer sind an die Belastungsgrenze gekommen. Sie brauchen unsere nachhaltige Unterstützung. Das ist auch der Kerngedanke des globalen Flüchtlingspaktes, der ja gerade aus den Erfahrungen 2015/16 entstanden ist. Viele Syrer in den Nachbarländern hatten zu jener Zeit jedwede Perspektive verloren, und als dann auch noch die humanitäre Hilfe zusammengestrichen wurde, hatten die Schlepper mit ihrem perfiden Geschäftsmodell ein sehr leichtes Spiel.

Deutschland nimmt hier eine ganz herausragende Rolle ein, ist sowohl ein wichtiger Geber, für den internationalen Flüchtlingsschutz, leistet große finanzielle Unterstützung, ist aber auch ein Aufnahmeland, das aus eigener Erfahrung die Herausforderungen in Ländern wie Jordanien, Kolumbien oder Kenia sehr, sehr gut versteht. Somit hat die internationale Staatengemeinschaft auch große Erwartungen, dass Deutschland beim globalen Flüchtlingsforum, das diesen Dezember erstmalig stattfinden wird, ganz wichtige Akzente setzt.

Sind Flüchtlinge nun denn dazu verdammt, ewig Opfer zu bleiben? Nein, das sind sie nicht. Denn zu den wenigen Dingen, die ihnen geblieben sind, zählen ihre Fähigkeiten, ihr Engagement und nicht zuletzt ihre Hoffnung. Und es gehört zum Menschen, dass er auf eigenen Füßen stehen will, für seine Familie sorgen und in Würde sein Leben gestalten möchte.

Diesen Prozess zu begleiten, ist auch eine Chance. Millionen Deutsche engagieren sich jeden Tag und unterstützen Flüchtlinge bei der Integration. Und dass schon 300.000 Flüchtlinge Arbeit gefunden haben und bald Steuerzahler sein werden, oder es gar schon sind, sollte selbst Kritiker überzeugen.

Erlauben Sie, dass ich noch einmal auf das Flüchtlingsmädchen zurückkomme. Ich bin mir sicher, dass jeder, wirklich jeder von uns, diesem Mädchen, das alles verloren hat, helfen würde. Wir denken voller Mitgefühl an diese Menschen, die vielleicht unsere Eltern oder Großeltern waren, und wie gern würden wir diesen Kindern von damals heute die Hand reichen. Leider können wir es nicht, denn es ist Vergangenheit: Das siebenjährige Mädchen von damals ist heute eine alte Frau. Und ihr Schicksal ist, gleichzeitig so nah und doch so fern, Geschichte.

Aber da draußen in der Welt, da sind noch Hunderttausende sieben Jahre alte Mädchen, die jetzt, in diesem Moment genau das gleiche durchmachen. Die kein Spielzeug haben und nicht in die Schule gehen können. Deren Essen so armselig ist wie die Unterkunft – wenn sie denn eine haben. Die Terror, Verfolgung und Tod in einem Alter in die Augen sehen mussten, in dem wir unseren Kindern nicht einmal den sonntäglichen Tatort zumuten wollen.

Heute ist der Weltflüchtlingstag, der Tag, der uns daran erinnern soll, dass von all den Menschen, die unsere Hilfe brauchen, 70,8 Millionen ganz besondere Unterstützung benötigen. Welch ein unbeschreibliches Glück für Deutschland, dass keine Deutschen darunter sind. Möge das Andenken an die Vertriebenen unser moralisches Handeln leiten. Heute und auch morgen.

Ich danke Ihnen.